

# **Materialien Deutsch als Fremdsprache**

Heft 62

## **Deutsch in Norwegen Neue Beiträge zum Gespräch zwischen Germanistik, Lehrerbildung und Schule**

Herausgegeben von  
Aug. Wilhelm Zickfeldt, Burkhard Issel  
und Konrad Ehlich

**Fachverband Deutsch als Fremdsprache  
Regensburg 2001**

## Kritische Punkte der deutschen Grammatik aus kontrastiver Sicht

### 1 Der Wert des Vergleichens

#### 1.1 Besonderes und Allgemeines<sup>1</sup>

Wenn man die Grammatik der eigenen Sprache betrachtet, neigt man dazu, jede Einzelheit zu sehen und zu betonen. Unter den vielen Dingen, die einem dabei auffallen können, ist dann vielleicht, daß manche Äußerungen in einer Form vorkommen, die zentrale Annahmen über Sätze im Deutschen in Frage zu stellen scheinen:

- (1) Nichts Besonderes wohl, daß die Sinne von solchen Gefährdungen geschärft wurden. (Handke 1997)
- (2) [...] und ein hoher, schlanker Eisenofen, in diesem mitten im Sommer in dem dunklen Herbergswinkel ständig das Holzfeuer an, sichtbar hinter der durchscheinenden, flammenfesten vorzeitlichen Herdtür aus Glimmer, das Feuerlicht von der Glimmerplatte weitergegeben an die Wolfesglasaugen. (Handke 1997)

Was für merkwürdige Konstruktionen sind das? Wir scheinen an ihnen etwas zu lernen über verblose Äußerungsformen: ihr Bau widerspricht unseren Annahmen über Regeln und Normen für schriftsprachliche Äußerungen im heutigen Deutsch. Aus den Verwendungen, den Kontexten bekommen wir immerhin eine Idee davon, was die Funktion dieses Konstruktionstyps sein könnte. Es handelt sich ja um Aussagen, bei denen sozusagen der Existenzprädikator *sein* ausgelassen ist. Mit dieser Ellipse wird offenbar angezeigt, daß es bei diesen Konstruktionen um die Ausgestaltung des sprachlichen Hintergrunds geht: Es wird eine Szene ausgebaut, die durch verschiedene Propositionen ausgeleuchtet wird. Stilistisch erscheint es dem muttersprachlichen Leser solcher Einheiten, als seien mit ihnen Strategien sprechsprachlichen Erzählens verschriftlicht, ohne daß sie dadurch in die Regeln der Schriftsprachlichkeit passen würden.

Oder, ein anderes Beispiel, es fällt einem auf, daß sich manche Wörter anders verhalten als gedacht:

---

<sup>1</sup> Im Sinne der Tagungsdokumentation wurde der Vortragscharakter dieses Beitrags weitgehend beibehalten; das betrifft nicht zuletzt die beiläufigen Literaturbezüge und die nur textsortencharakterisierende Markierung der Belege mit den Autorennamen.

- (3) [...] daß er ein derartiges Dahocken zeitweise als Tätigsein erlebte, ein vielleicht auch zu etwas nutztes (Handke 1997)

*Ein zu etwas nutztes Tätigsein* – das ist die Verwendung, die wir aus dieser Art von syntaktisch regelmäßig vorkommender elliptischer Konstruktion rekonstruieren können. Trotz der Irritation, welche diese Verwendung auslöst: sie liegt im Trend. So manche Adkopula zeigt eine gewisse Tendenz, auf die attributive Verwendung auszugreifen, und wir empfinden das als unterschiedlich akzeptabel: *das rosa(ne) Kleid, die zue Tür*.

Natürlich sind die linguistischen Untersuchungen zum Deutschen an solchen Erscheinungen interessiert, und natürlich werfen sie jenseits ihres partikularen Charakters ein Licht auf Grundsätzliches: daß die Kopula *sein* nicht viel mehr ist als ein als Wort selbständig gewordener Marker für Finitheit, das kann man schon im 18. Jahrhundert in den Grammatiken lesen, und erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts verschwinden die infiniten Konstruktionen, die dieser Aktualisierungsmerkmale nicht bedurft haben, aus dem sachlich-fachlichen Schriftdeutsch. Und auch, daß präzifizierbare Benennungen für Eigenschaften einen Weg suchen, einen Platz auch in der attribuierenden Wiederaufnahme zu finden, ist strukturell verständlich.

Dennoch bleiben auch solche Einordnungen marginal und für die Gesamtcharakteristik des Deutschen vergleichsweise unergiebig, wenn die Betrachtung dabei stehen bleibt. Es muß ein Schritt weiter getan werden, um den Sinn solcher Erscheinungen sehen und erklären zu können. Wie kann man diesen Entwicklungen und Phänomenen Sinn zuweisen?

## 1.2 Die kontrastive Deutung

Die kontrastive Antwort darauf lautet: man vergleiche die Befunde der eigenen Sprache mit denen anderer Sprachen, und wenn man auf die Unterschiede achte, dann bekomme man ein Bild von den Spezifika des Eigenen. Was findet man dabei? Verschiedenes. Wenn wir mit Sprachen vergleichen, die wie zum Beispiel das Englische oder auch das Norwegische eine regelmäßige Alternanz zwischen Passivkonstruktionen (mit *be*) und Entsprechungen mit *get* kennen, fallen einem natürlich Parallelen in der nördlich geprägten deutschen Umgangssprache auf. Wenn eine Bäckerei in Kiel auf ihrem Ausfahrwagen mit dem folgenden Spruch wirbt:

- (4) Das kriegen wir gebacken

dann kann der Tatbestand, daß es sich dabei um eine phraseologische Wendung handelt, die so viel bedeutet wie 'das schaffen wir schon', auf jeden Fall

als ein Beleg dafür gelesen werden, daß dativorientierte Konversen wie das sogenannte *kriegen*-Passiv in der norddeutschen Umgangssprache einen gewissen Boden haben. Das niederdeutsche Substrat mag dabei zweifellos eine stützende Rolle spielen. Und vielleicht erscheint es im Vergleich mit Sprachen wie dem Russischen, bei denen Prädikativität des Adjektivs nicht eigens gekennzeichnet wird, auch als eine interessante Eigenheit des Deutschen, daß sich ebenfalls kopulalose Konstruktionen finden wie

- (5) Selbstredend, daß die Leute von Taxham, bevor sie einen Arzt aufsuchten [...] zu ihm kamen. Weniger geläufig aber, daß sie ihn in der Regel selbst danach um Rat und Hilfe baten. (Handke 1997)

Und logischerweise kann man im Vergleich mit vielen Sprachen, die pronominale Subjekte nicht notwendig setzen müssen, feststellen, daß es so etwas - unter bestimmten Bedingungen - auch im Deutschen gibt, auch über jene Fälle hinaus, die einfach als Ellipsen zu erklären wären

- (6) Aber das einzige, was sich an mir scheint's geändert hat: ich habe größere Füße bekommen; mußte mir neues Schuhwerk kaufen (Handke 1997)

Aber was man hier auch schon sieht: je nachdem, mit welcher Sprache man vergleicht, treten andere Eigenheiten hervor. Es bleibt im Ungewissen, welchen Stellenwert die Eigenheiten des Deutschen haben, die bei einem solchen Vergleich auftauchen. Denn die genannten Fälle treten im Deutschen nur unter sehr spezifischen Bedingungen auf, welchen Status sie im Hinblick auf typische Merkmale des Deutschen haben, läßt sich aus dem einfachen Vergleich gar nicht ermitteln.

Darüber hinaus ist das kontrastive Vorgehen deswegen methodisch schwierig, weil nie ganz klar ist, was die rechte Ebene des Vergleichs darstellt. Einmal geht es um formale Kategorien wie bestimmte Wortarten oder grammatische Erscheinungen wie das Passiv, ein anderes Mal um grundlegendere Kategorisierungen, so etwas wie Temporalität oder Signalisierung von Finalität. Sie schlagen sich dann zudem zumindest in der einen Sprache im grammatischen System nieder. Der kontrastive Blick allein hat nicht die Möglichkeit der Distanzierung, um diese Kurzsichtigkeiten zu vermeiden.

### 1.3 Typologische Überlegungen

Daher versucht man seit langem in verschiedenen Schulen sprachwissenschaftlicher Beschreibung, universale Konzepte von Sprache zu entwickeln, aufgrund derer die Folie einer einheitlichen Darstellung entwickelt werden

könnte. Wenn auch bestimmte Leitmerkmale mit diesen Bedingungen eine Zuordnung zu allgemeinen Sprachtypen erlauben, der Weg zu den einzel-sprachlichen Besonderheiten bleibt freilich hier zumeist ähnlich rätselhaft und zufällig wie bei der kontrastiven Sicht. Und so kommt einem dann diese Abstraktion wie eine vor, die der eigenen Sprache nicht so recht "sitzt". Eigentlich, so kann man daraus schließen, suchen wir, wenn wir über eine Sprache, hier das Deutsche, etwas generell Charakterisierendes sagen wollen, nach einer mittleren Ebene der Abstraktion. Auf ihr sollten die strukturellen Eigenheiten, die wir vorfinden, in eine sinnvolle Beziehung zu den Funktionen gebracht werden, die eine Sprache zu erfüllen im Stande sein muss, und zu einem Set von Kategorien, die zu einem solchen Funktionieren erforderlich sind. Wir wollen diese Ebene, auf der wir uns im folgenden bewegen wollen, die einer *praktischen Typologie* nennen. In ihr wird die Funktion universal gesetzt, um dann empirisch danach zu suchen, welche Realisierungen bzw. Zuordnungen vorkommen und in welcher Weise die Antworten auf die verschiedenen funktionalen Fragen in einer Sprache und in einem Sprachtyp miteinander zusammenhängen.

## 2 Typische Phänomene

### 2.1 Von welchem Deutsch reden wir?

Welche Phänomene der deutschen Grammatik eignen sich nun dazu, Charakteristika des Deutschen auf dieser typologischen Ebene aufzuzeigen?

#### 2.1.1 *Das Deutsche, wie es (geworden) ist*

Bevor wir diese Frage angehen können, müssen wir uns klarwerden, was wir für das Ziel unserer Untersuchung unter Deutsch verstehen wollen. Das ist bedeutsam, hat es doch unmittelbare Auswirkungen auf den Grad an Variation, mit dem wir zu rechnen haben. Wir wollen, im stillschweigenden Einverständnis mit den meisten grammatischen Beschreibungen des Deutschen, die standardisierte Schriftsprache als das Objekt unserer Untersuchung verstehen. Die Entwicklung hin zu dieser standardisierten Schriftsprache setzt in verschiedenen Ausgleichsprozessen an, die man seit dem späten Mittelalter beobachtet. Diese Entwicklungen führen zu einer Restrukturierung des grammatischen Systems, die sich normativ über die Vielfalt des gesprochenen Deutsch legt, so den Sprachwandel bremst und im Sinn grammatischer Verdeutlichung kanalisiert. Im Gegensatz zu anderen europäischen Sprachen hat sich also die Standardversion des Deutschen in einem Ausgleich zwischen verschiedenen Varietäten herausentwickelt, es wurde nicht die Sprache eines dominanten Landesteils zum normativen Standard erhoben. Zudem

klärte sich der Standardisierungsprozeß in der frühneuzeitlichen und frühmodernen Sprachgeschichte in dem Teil des deutschen Sprachgebiets ab, in dem die autochthonen gesprochenen Varietäten nicht als Dialekte des geschriebenen Standards verstanden werden konnten, im niederdeutschen Sprachgebiet. Dort mußte die mittelniederdeutsche Schriftsprache dem Hochdeutschen weichen, und die (neu)niederdeutschen Mundarten traten mehr und mehr zurück. Auf diese Weise entstand notgedrungen eine gesprochene Variante der Standardsprache, die im wesentlichen eine Art Lesesprache war. Das führte zur weiteren Stabilisierung eines Systemzustandes, an dem die Dialekte des Deutschen vorübergegangen waren bzw. wo sie als natürliche Sprachen erster Ordnung andere Wege eingeschlagen hatten. Daß sich so der Standard stabilisierte, hat auch unmittelbar mit der Größe des deutschen Sprachraums zu tun, wo die Differenz der regionalen Ausprägungen eine durchgreifende strukturelle Umorientierung verhinderte.

### *2.1.2 ... und seine typologische Mittelstellung*

Der hier geschilderte Prozeß und seine historische Einbettung erklären, wie es zu jenem Zustand kommt, den man die typologische Mittelstellung des Deutschen nennt. Dieses Wort von der typologischen Mittelstellung betrifft im wesentlichen zwei Phänomene, nämlich einerseits die Frage der Festigkeit und Einsinnigkeit der Wortstellung gemäß einem der als typologisch relevant geltenden Serialisierungsmuster (SVO oder SOV) und andererseits die Entwicklung von einem synthetischen zu einem analytischen Sprachtyp. Das Deutsche zeigt jeweils Merkmale beider Seiten, und zwar ausgeprägter als die europäischen Nachbarsprachen. Man kann die Hypothese wagen, daß die angedeuteten spezifischen Bedingungen zu der Zeit, als der Ausgleich in Richtung Standard begann, der Grund dafür sind, daß die jetzt vorliegende Form des Ausgleichs gewählt wurde. Sie hat sich dann als stabil erwiesen, zu ihrer Stabilisierung tragen bestimmte Strategien bei.

Was den Trend zum analytischen Sprachbau betrifft, so ist er insgesamt einer Tendenz zuzuschreiben, Relationen zu verdeutlichen, die aus mehrerlei Gründen undeutlich geworden waren. Sie führte im Deutschen zum Ausbau von Strukturen, wo lexikalische Kerne durch selbständige grammatische Hilfselemente unterstützt werden. Für das Undeutlichwerden der Relationen ist der meistgenannte Grund der, daß die Flexionsendungen durch die Abschwächung der Nebentonsilben nicht mehr differenzierungsfähig genug waren. Dazu kommt auch noch die in den verschiedenen Regionen des Deutschen unterschiedliche Ausgestaltung des Formensystems. Mit diesem zweiten Faktor kann man auch erklären, warum es bei dem Systematisierungsschub nicht zu einer völligen Analytisierung kam, sondern zu einer formalen

Reduktion verbunden mit einer Neusystematisierung der synthetischen Endungen. Hier kommt eine Art Minimax-Strategie zum Tragen: an Stellen, wo das ungefährlich erscheint, muß das System nicht zur vollen Vielfalt innerhalb einer Kategorisierung entfaltet werden. So ist es, wenn auf jeden Fall ein Subjektpronomen gesetzt werden muß, offenbar nicht nötig, bei den Verbflexiven die Kategorie Person voll auszudifferenzieren. Das ist ein Beispiel für die gewählte Kodierungsstrategie, die das System im Hinblick auf die gegenseitige Stützung durch Serialisierung und Morphologie optimierte. Reihenfolgebeschränkungen und Geltungsbereiche morphologischer Markierung geben gemeinsam Hinweise auf die Abgrenzung und interne Strukturierung von syntaktischen Konstruktionen. Konkret heißt das, durch Kongruenzercheinungen oder durch die Signalisierung von Rektion und anderen Arten von syntaktischer Abhängigkeit im Formensystem und durch die Strukturierungsleistung von "Klammern", d. h. positionellen Strukturen, bei denen ein eher grammatisches linkes und ein eher lexikalisches rechtes Element zusammenwirken, wird in Sätzen, aber auch in Nominalgruppen eine Möglichkeit topologischer Orientierung geschaffen. Die im Deutschen angelegte Doppelheit der Instruktion durch Serialisierung und durch morphologische und morphosyntaktische Techniken erlaubt es zudem, die Reihenfolge der Elemente in einem gewissen Umfang für Fragen der Thema-Rhema-Struktur und für sonstige textuelle Informationen offen zu halten. Die gegenseitige Stützung der beiden Kodierungsweisen ermöglicht es auch, die alte SOV-Orientierung als Ganze gelten zu lassen, deren Variation ja schon seit althochdeutscher Zeit zur Signalisierung von Unterschieden im Satzmodus bzw. von Satzaktualisierung überhaupt genutzt wird. So findet sich z. B. schon früh die Tendenz, syntaktische Selbständigkeit, den "Hauptsatzcharakter", mit relativ früherem Erscheinen des Finitums im Satz zu kodieren. Dennoch ist das Beibehalten grundlegender SOV-Strukturen natürlich ein Kompromiß mit möglicherweise üblen Folgen - wie lange muß man eigentlich auf das Ende der Satzklammer warten können? Dieses Problem wird sozusagen taktisch umgangen, so daß die theoretisch erwartbaren Schwierigkeiten praktisch vergleichsweise selten auftreten. Die Länge der Satzklammer z. B. wird im Gebrauch auf einen Umfang domestiziert, der mögliche Instruktionsprobleme nicht kritisch werden läßt. So sind selbst geisteswissenschaftliche Fachtexte, die Domänen dieses Typs von Komplexität, selten aufwendiger als das folgende Beispiel:

- (7) Die staatlich protegierte Exportoffensive zur Gewinnung oder Verteidigung von Außenmärkten, gleich ob sie zu einem »Informal Empire« oder zur Kolonialherrschaft führte, maß gerade deshalb, weil die Absorptionskapazität des Binnen-

marktes noch verkannt wurde, der Wiedergewinnung der Prosperität durch außenwirtschaftliche Erfolge eine oft maßlos übersteigerte Bedeutung zu (Wehler 1995).

Gelegentlich sind die Erwartungen an den Leser allerdings etwas hoch gesteckt:

- (8) Als tönernen Vorwand für »schwachsinnige Leute« tat Karl Marx im Londoner Exil in seiner luziden Kritik jede Begründung der Annexion mit der Notwendigkeit einer »materiellen Garantie« gegen eine künftige französische Offensive ab (Wehler 1995).
- (9) Mit meinen Bemerkungen zur Geschichte des Lehrstücks von den *inclinationes naturales* im Rahmen der praktischen Philosophie möchte ich weder eine Leugnung noch eine Bestätigung bestimmter, zur Zeit im Schwange befindlicher Reden von Zäsuren, Epochenschwellen oder Paradigmenwechseln im Naturverständnis von Naturphilosophie bzw. Naturwissenschaft(en) zwischen Antike, Mittelalter und Neuzeit zum Ausdruck bringen (Forschner 1990).

Aber zumindest ist die Satzklammer noch irgendwann geschlossen, so daß man weiß, daß und wann das Ende erreicht ist. Prekärer ist die Sache, was den Status der einfachen finiten Verben angeht: sie stehen ja bekanntlich für diese Auflösungsstrategie dann an der falschen Stelle. Aber auch hier bietet die Doppelstrategie eine Hilfe: die sonst vom verbalen Lexem geschlossene Erwartungshaltung des Lesers wird hier von ihm ausgelöst und aufrecht erhalten durch die Reihe der von der Valenz des Verbs angedeuteten erwartbaren Positionen, wo sozusagen eine "leere" Klammer den Erwartungsbogen füllt, so wie z. B. in (10):

- (10) Das kam jedoch ganz und gar nicht von dem Bauwerk (Handke 1997, 17).

Nach der *Von*-Konstruktion, die in Rektionsbeziehung zu *kommen* (*kommen von*) steht, ist hier nichts mehr zu erwarten. Gerade in Sachtexten sieht man häufig das Bemühen, das Ende durch eine Art "Beinahe-Klammer" klarer zu signalisieren:

- (11) Die Versicherungsgesetze der staatlichen Sozialpolitik in der Bismarckzeit besaßen als 'soziale Erfindung« neuer inventionsstaatlicher Institutionen mit unabsehbarer Ausdehnungsfähigkeit einen bahnbrechenden Charakter. (Wehler 1995).



Was besaßen die Versicherungsgesetze unseres Texts? Einen Charakter - auch danach kann nichts mehr kommen, was das Bild noch umdeuten könnte.

Eine weitere Hilfe ist die verstärkte Grammatikalisierung der Felderbesetzung, insbesondere auch als eine "Schärfung" des Charakters der Nachfeldbesetzung, wie sie in Abstufungen die folgenden Beispiele zeigen:

- (12) Es ist keine Frage, daß die [...] Vernetzung [...] verstärkt worden ist (Wehler 1995).
- (13) Unstreitig wurden zahlreiche Alldeutsche durch die Enttäuschung mobilisiert, daß ihre Ängste und Wünsche [...] nicht angemessen berücksichtigt [...] wurden (Wehler 1995).
- (14) vs.: [...] nutzte die orthodox liberale Verteidigung, daß man unentwegt auf die Selbstheilungskräfte des Marktes vertrauen müsse, gar nichts mehr (Wehler 1995).
- (15) Dadurch wurde das Problem verschärft, die katholische Klientel zusammenzuhalten (Wehler 1995).

Neben der pflichtgemäßen Nachfeldbesetzung in (12) als des Objektsatzes zu dem Prädikat *(k)eine Frage sein* stehen in (13) und (15) Fälle, bei denen man sieht, daß es für entsprechende Attributsätze im Kern, die deutlich kataphorischen Charakter haben, eine starke Tendenz in diese Richtung gibt. In (14) scheint sich anzudeuten, daß spezifischere Kerne, die eher sofort der Verdeutlichung bedürfen, in der Lage sind, diese Sätze gleich an sich zu ziehen. So gesehen sind übrigens die eventuell durch die Doppelorientierung auftretenden Probleme Schwierigkeiten, die unmittelbar mit der Schriftsprachlichkeit der Varietät zu tun haben, von der wir sprechen. Schriftsprachlich war, wenn man so will, das Problem, sprechsprachlich orientiert war die Reaktion darauf.

Vor allem in den schriftsprachlichen Festlegungen einer sich ausbauenden Verwaltungssprache entwickelten sich Ausdrucksstrategien, die den infiniten Verbteilen keinen gesicherten Platz in der Satzordnung lassen. Nun ist in alt- und mittelhochdeutscher Zeit der Platz der Verbteile wegen der sichernden Funktion der Flexion ohnehin noch weniger fest, dennoch führt die relative Beliebigkeit der Stellung der infiniten Prädikatsteile gerade unter den Bedingungen schwankender Flexion und bei wachsendem Ausbaugrad der einzelnen Satzglieder in spätmittelhochdeutscher Zeit zu Verständnisproblemen. Das Regulativ gegen diese Ausartung, das die deutsche Sprache gewählt hat, ist eine funktionale Vereindeutigung der zu besetzenden Plätze und die Grammatikalisierung der möglichen Besetzungen für die verbalen Teile. Zudem wird durch eine hinreichende Differenzierung im flexivischen Be-

reich eine zusätzliche Variationsmöglichkeit zwischen grammatischer, textueller und pragmatischer Akzentuierung geliefert. Wenn diese Bedingungen auch anhand der schriftsprachlichen Standardisierung des Deutschen entstanden, wirken sie im Anschluß auch in entsprechender Weise stabilisierend auf die sprechsprachliche Gestalt des Deutschen.

## 2.2 Strukturelle Folgen

Typisch für das Deutsche ist also jene Struktur, die errechenbaren Sinn aus dieser doppelten Orientierung macht. Sie ist gekennzeichnet dadurch, daß in mancherlei Weise Nutzen aus der doppelten Orientierungsmöglichkeit gezogen wird. Das betrifft sowohl die Strukturen, die ein Nomen als Kern haben, wie die Strukturen mit verbalem Kern, d. h. vor allem auch Sätze, Verbalsätze. Zu Recht weist die IdS-Grammatik darauf hin, daß im Unterschied zu verblosen Äußerungen wie den oben anzitierten im Deutschen Sätze mit verbalen Kernen den prototypischen Satz darstellen. Nominale wie verbale Strukturen haben gemeinsam – und diese Gemeinsamkeit hat sich im Lauf der Standardisierung erst entwickelt –, daß sie die flexivischen Merkmale, die in dem genannten historischen Kompromiss erhalten sind, in wortartenspezifischer Weise zur grundsätzlichen konstruktionsinternen Strukturierung nutzen.

### 2.2.1 ... in nominalen Gruppen

So gliedern sich die nominalen Strukturen in Bereiche kategorialer Parallelität, die durch Kongruenz, und Bereiche junktionaler kategorialer Differenz, die durch rektionale oder semantische Angliederung gekennzeichnet sind. Der Kongruenzteil deutscher Nominalgruppen erstreckt sich links vom Nomen, sein paradigmatischer Kern ist das attributive Adjektiv, das in einer Umkehrung der im Adjektiv angelegten Valenz, in einer Umkehrung, die zum Beispiel Jean Marie Zemb Potenz nennt, sich dem Valenzpartner unterordnet, seine Bedeutung als intentionale Erweiterung des Nomens versteht.

(16)

(16.1) *ein hoher, schlanker Eisenofen* (s. Beleg 2)

(16.2) *in dem dunklen Herbergswinkel* (s. Beleg 2)

(16.3) *der durchscheinenden, flammenfesten vorzeitlichen Herdtür* (s. Beleg 2)

(16.4) *eine künftige französische Offensive* (s. Beleg 8)

(16.5) *bestimmter, zur Zeit im Schwange befindlicher Reden* (s. Beleg 9)

Dieser Systematisierungsgrad wurde erst im Verlaufe der neuhochdeutschen Sprachgeschichte erreicht; Hans Glinz hat entsprechende Formen mit un-

flektiertem linksstehendem attributiven Adjektiv aus Goethes Werken dokumentiert. Er ist aber damals von Textsorte und Verwendung her schon marginal. Ähnliches gilt für die nachgestellten Adjektive vom Typ *Röslein rot*, die ebenfalls als Relikt in bestimmten Nischen fortleben. Diesem Typ geht es logischerweise aus systematischen Gründen besser, ist doch der Platz für die unflektierte Variante dieser Lexeme rechts vom Nomen, sonst muß man sich wirklich mit elliptischen Konstruktionen behelfen wie oben bei dem Beispiel (3) *zu etwas nutzes*.

Die dependentiell "normal" orientierte Seite rechts vom Nomen ist durch die semantische wie syntaktische Abhängigkeit vom Nomen gekennzeichnet. Dabei wird der Verständlichkeit dadurch Rechnung getragen, daß Abstand vom Nomen und Explizitheit der Kodierung umgekehrt proportional zueinander sind. Die bei entsprechender Basis rektional angeordneten Genitivattribute stehen am nächsten beim Nomen, brauchen daher keine weitere inhaltliche Differenzierung der Abhängigkeit.

(17)

(17.1) *die Absorptionskapazität des Binnenmarktes (s. Beleg 7)*

(17.2) *der Wiedergewinnung der Prosperität (s. Beleg 7)*

(17.3) *Geschichte des Lehrstücks (s. Beleg 9)*

Anschließend kommen die Attribute, deren Junktoren Präpositionen sind, die daher die Art der Anbindung selbst unmittelbar differenzieren. Dabei gibt es auch hier die regierten oder aus sonst einem Grunde automatisierten Fälle, die sich zunächst unmittelbar anschließen:

(18)

(18.1) *Verteidigung von Außenmärkten (s. Beleg 7)*

(18.2) *Begründung der Annexion mit der Notwendigkeit (etw. mit etw. begründen)  
(s. Beleg 8)*

Am anderen Ende finden sich die nur inhaltlich zu erklärenden Hinzufügungen - die "Nominalangaben":

(19)

(19.1) *Herdtür aus Glimmer (s. Beleg 2)*

(19.2) *Garantie gegen eine künftige französische Offensive (s. Beleg 8)*

(19.3) *Naturwissenschaft(en) zwischen Antike, Mittelalter und Neuzeit (s. Beleg 9)*

Dazwischen liegen Konstruktionen mit *von*, *für* und *zu*, die sich als eine Art Passepartout-Präpositionen im kausal-finalen Bereich zu entwickeln scheinen, sowie das ebenso vage *mit*:

(20)

(20.1) *Reden von Zäsuren, Epochenschwellen oder Paradigmenwechselln*  
(s. Beleg 9)

(20.2) *Bemerkungen zur Geschichte* (s. Beleg 9)

(20.3) *den Fachleuten für Öffentlichkeitsarbeit* (Wehler 1995, 1077)

(20.2) *Erfindung neuer interventionsstaatlicher Institutionen mit unabsehbarer Ausdehnungsfähigkeit* (s. Beleg 11)

Eine weitere Stufe der Explizitheit ist logischerweise mit den satzförmigen Attributen und ähnlichen Konstruktionen erreicht.

(21)

(21.1) *das Problem [...] die katholische Klientel zusammenzuhalten* (s. Beleg 15)

(21.2) *die orthodox liberale Verteidigung, daß man unentwegt auf die Selbstheilungskräfte des Marktes vertrauen müsse*, (s. Beleg 14)

Diese wachsende Explizitheit entspricht der prinzipiellen Offenheit auf der Seite rechts vom Nomen.

Die linke Seite ist dagegen durch flexivische Zusammenhänge und entsprechende Kongruenzverweise in einem Ausmaß zusammengebunden, daß die Struktur insgesamt klarer bleibt. Das ist besonders deswegen interessant, weil der Weg bis zum Nomen recht weit sein kann – vor allem wegen der erweiterten Adjektiv- und Partizipialattribute, die das Deutsche perfektioniert hat.

(22) bestimmter, zur Zeit im Schwange befindlicher Reden (s. Beleg 9)

So wird eine gut verfolgbare Klammerstruktur zwischen determinierendem Element und Nomen aufgebaut und mit erheblicher flexivischer Ökonomie strukturiert. Man kommt aus mit drei Kasus, drei Genera, zwei Numeri und dem Unterschied von pronominalen und nominalen Endungen.

Wenn man wie Harald Weinrich in seiner Textgrammatik annimmt, daß der Genitiv kein Kasus mehr ist – und seine auffällige Kodierung spricht dafür –, sondern als der unmarkierteste der attributiven Junktoren zu gelten hat, also als ein Element, das signalisiert, daß ein ursprünglich selbständiges nominales Element in abhängiger Funktion auftritt, haben wir im Singular bei Femi-

ninum und Neutrum ein Zwei-Kasus-System aus einem Nominativ-Akkusativ und Dativ.<sup>2</sup> Im Plural werden einheitlich diese drei Kasus unterschieden. Alle diese Unterscheidungen prägen sich voll nur am Artikel aus. Die Flexionsmorpheme, die unmittelbar an das Substantiv treten, signalisieren dagegen bekanntlich im wesentlichen die Singular-Plural-Differenzierung – außer im Dativ Plural, bei dem, wo das phonotaktisch möglich ist, ein {n} als Kasus-Kennzeichen beigefügt wird. Damit die so gewonnene Kasus-Klarheit nicht zerstört wird, muß die Klasse der sogenannten schwachen Substantive, wo die {n}-Endung gleichzeitig für casus obliquus und für Plural steht, auf Maskulina und Neutra beschränkt werden: es kommt so zu keiner Formenkonkurrenz, wie das bei schwachen Feminina (*der Sonnen/der Sonnen*) der Fall wäre. Sie finden ja allenfalls Reflexe in den Fugenelementen der sogenannten uneigentlichen Komposita (*Sonnenlicht*). Genus spielt nur im Singular eine Rolle, der Wechsel zwischen pronominaler ("starker") und nominaler ("schwacher") Flexion beim Adjektiv wird dazu genutzt, Definitheits- und Vorerwähntheitsfragen immer angemessen klären zu können. Diese Differenzierung ermöglicht unter anderem auch das intrikat einfache Signalisierungssystem von Kongruenz im Zusammenhang mit dem Adjektiv. Das attributive Adjektiv muß, um sich seiner Rolle würdig zu erweisen, auf jeden Fall andeuten, daß es flektiert wird; gleichzeitig wird damit die Information über casus rectus/obliquus und Singular/Plural verbunden. Das ergibt, daß die *e/en*-Flexion die Kasus- und die Numerus-, vor allem aber die Genus-Differenzierung den anderen Elementen überläßt. Genus wie Kasus werden am deutlichsten im pronominalen System kodiert, das daher hier zur Verdeutlichung auch eintritt. *Der, dem, den, das, dem, das* und *die, der, die* und im Plural *die, den, die* liefern die entsprechenden Paradigmen. Sofern die determinative Einleitung vor dem Adjektiv nicht klar genug ist – in Teilen des sogenannten unbestimmten Artikels und beim artikellosen Gebrauch, adaptiert sich das Adjektiv diese Möglichkeiten.

Durch diese flexivische Besonderheit hat das Adjektiv im Deutschen einen Platz relativ nahe am Substantiv und kann, fast wie im Lateinischen, auch im Singular als männliche oder weibliche Personenbezeichnung bzw. als Abstraktion der Adjektivbedeutung verwendet werden, wie z. B. in: *Nichts Besonderes* (s. Beleg 1) oder der folgenden Stelle mit einer ganzen Reihe entsprechender Partizipien:

(23) Der lang, überlang Erwartete endlich heimkommend [...] mit dem Geräusch

<sup>2</sup> Für solch eine Deutung spricht ganz eindeutig auch der sogenannte sächsische Genitiv, wo ein {s} als Abhängigkeitssignal von weiblichen Namen, aber auch von Firmennamen (*VW's Investitionen*) und anderen Nomina (*Mutters Kleid*) vorkommt.

der Schritte des endlich Ankommenden fängt das Seelenherz des Wartenden zu schagen an (Handke 1994)

Daraus kann man sehen, daß die Aktualisierung einer nominalen Gruppe vom Nomen und vom Artikel gleichzeitig gesteuert wird und daß von der Instruktion her, die im Artikel oder einem sonstigen determinierenden Element enthalten ist, die Struktur der Nominalgruppe rekonstruiert wird. Wie die so entstehende Klammer-Konstruktion im Mittelbereich der verschiedenen Adjektive in diesem Sinne interpretierbar und genauer zu untergliedern ist, habe ich an anderer Stelle gezeigt; darauf soll hier nicht mehr eingegangen werden. Rechts vom Nomen liegt die Reihe der vom Nomen dependenter Elemente, je nach Erschließbarkeit mit mehr oder minder viel interpretierbarer Junktion ausgestattet, die dann vom Genitiv über die *von*-Konstruktion, dann die sonstigen regierten Präpositionen und sich entwickelnde Passepartouts wie *für* oder *zu* zu den "adverbialen" Partikeln führen, um dann gänzlich propositional zu werden.

### 2.2.2 ... in verbalen Gruppen

Wie so nominale Konstruktionen in typischer Weise in eine linke Hälfte und eine rechte Hälfte gegliedert sind, die gleichermaßen durch Serialisierung wie durch morphologische und morphosyntaktische Mittel gekennzeichnet sind, so gilt das *mutatis mutandis* auch für die verbalen Fügungen. *Mutatis mutandis* heißt hier vor allem, daß an dieser Stelle mit der relativen Freiheit der deutschen Wortstellung zu rechnen ist, die systematisch Thema-Rhema-Unterschiede im Textfortschritt spiegelt, d. h. textuell bekannte Elemente anders behandelt als textuell unbekannte Elemente und zudem für weitergehende Hervorhebungs- und Fokussierungsoperationen zur Verfügung steht. Das heißt, im Falle der verbalen Konstruktion: vor allem im Aufbau des umfanglichsten Elements dieser Konstruktion, des Mittelfeldes, interagiert die grammatische Grundlage mit der Aussageintention. Man kann mit diesem Problem auf unterschiedliche Weise fertigwerden: Man kann Texttokens durchzählen und so die Häufigkeit der jeweiligen Reihenfolge feststellen, was die IdS-Grammatik an dieser Stelle im wesentlichen tut. Man kann andererseits versuchen, Typen zu modifizieren, Verbgruppen, bei denen eher die eine oder eher die andere Kodierung vorliegt, damit errechnen, in welchen Fällen grammatische und in welchen eher semantische Steuerung einschlägig wäre, wie das zum Beispiel – leider lediglich von selbstgemachten Beispielen ausgehend – Beatrice Primus gemacht hat. Oder man kann, was hier angedeutet werden soll, den Satz als den unter den Bedingungen einer spezifischen Sprache grammatisierten Normal-Thema-Rhema-Ablauf verstehen. Er präge

ein typologisch relevantes Muster aus, das dann je nach den textuellen Bedingungen verändert und modifiziert werde. So sieht das z. B. auch Peter Eisenberg in seiner typologisch gemeinten Skizze des Deutschen, die er 1994 in Ekkehard Königs und Johann van der Auweras Buch "The Germanic Languages" vorgelegt hat. Zu Recht stellt er fest:

"The most extended and complex part of the sentence is the middle field. There are no restrictions on the number and almost no restrictions on the type of constituent which can appear in the middle field. Furthermore, there are virtually no syntactic restrictions on the serialization of these elements. All one can do is find out what has to be considered the unmarked order of subjects, objects and adverbials in this part of the sentence" (383)

In den praktischen Ausführungen zieht er sich dann - außer einigen allgemeineren Hinweisen zu möglicherweise wirksamen Faktoren - auf die Belebtheitshierarchie zurück, die bei den kritischen dreiwertigen Verben - etwa des Gebens und Nehmens -

die Dativ-Akkusativ-Reihenfolge herstellen. Es ist aber offenkundig, daß aufgrund anderer, generellerer syntaktischer Faktoren dieselbe Reihenfolge als normal angesehen wird, selbst wenn keine Belebtheitshierarchie eine Rolle spielt. Man kann davon ausgehen, daß die Informationsstruktur nicht grundsätzlich anders organisiert ist als beim Nomen. Und das heißt, natürlich werden vom finiten Verb zunächst die Dinge auch stellungsmäßig am engsten gebunden, welche noch mit die eigentliche Prädikatsbedeutung ausmachen; das sind vor allem direktionale Bestimmungen, durch feste Präpositionen angeschlossene Fügungen, dann auch die Reste genitivischer Objektkonstruktionen.

Beim Satz ist die Sache nur insofern komplexer, als die Strukturierung nach Aussageintention und nach grammatischer Instruktion miteinander verwoben sind. Um den unmarkierten Fall zu gewinnen, hat man Veränderungen der Wortstellung abzurechnen, die eindeutig der textuellen Anbindung und Hervorhebung bestimmter Elemente dient. Solch ein Satz wäre z. B.

- (24) Darin stimmte mit ihm mancher Staatsbeamte, dem seine Referendariatszeit vor Augen stand, überein. (Wehler 1987)

Schon durch die hohe Pronominalität (*darin, ihm*) und deutliche Umthematierungen zeigt sich solch ein Satz als hoch markiert. All diese von spezifischen Voraussetzungen bedingten Umformungen hätten wir abzuziehen, um zur unmarkierten Form zu kommen.

Als unmarkiert in diesem Sinne haben zu gelten ein tendenziell thematischer Charakter des Subjekts und ein tendenziell rhematischer Charakter der anderen Verbergänzungen. Wenn man Sätze dieses Typs beobachtet, ergibt sich als Grundfolge des Mittelfeldes (unter Einschluß des Vorfeldes) eine rechte Hälfte, welche die vom Verb regierten Elemente gemäß der Art der formellen Anbindung anreihet, und eine linke Hälfte, in der die thematischen Elemente gemäß ihrem "Subjektivitätsgrad" angebunden sind. Zu diesem Feld gehört neben den temporalen, lokalen und kausalen Bestimmungen auch das Subjekt, das ja durch die Kongruenz mit dem finiten Verbsanteil besonders hervorgehoben ist. Diese linke Hälfte bekommt Stütze und Struktur im finiten Verb: man kann dann auch davon ausgehen, daß die Elemente, welche Kategorien des Finitums explizieren, dem Verb auch am nächsten stehen. Das sind zweifellos Person und Temporalität: und tatsächlich sind in unmarkierten Textanfangssätzen, wo sich die Thema-Rhema-Gliederung voraussetzungslos entfaltet, das die Elemente, die mit gutem Recht den Platz links (Vorfeld) und rechts vom Finitum nutzen. Das sieht man z.B. in (25) und (26)

- (25) Die ersten Universitäten auf reichsdeutschem Boden waren seit der Mitte des 14. Jahrhunderts nach italienisch-französischem Vorbild als politisch protegierte, kirchlich kontrollierte Korporationen der Professoren und Studenten entstanden. (Wehler 1987)
- (26) Gustav Aschenbach oder von Aschenbach, wie seit seinem fünfzigsten Geburtstag amtlich sein Name lautete, hatte an einem Frühlingsnachmittag des Jahres 19, das unserem Kontinent monatelang eine so gefährdende Miene zeigte, von seiner Wohnung in der Prinzregentenstraße zu München aus allein einen weiten Spaziergang unternommen. (Th. Mann, [Erster Satz von] Tod in Venedig),

wo das Subjekt und die Temporalbestimmung das Finitum einrahmen und die Kategorien des Verbs näher bestimmen und bestätigen. Denn im Sinne des oben genannten Minimax-Prinzips ist ja das Personeninventar am Verb normalerweise nur zweistellig ausgebaut (z. B. das *waren* in (25) kann 1. oder 3. Person sein), und erst das in Kongruenz gebundene Subjekt bestimmt die genauere Wahl – hier die dritte. Entsprechend signalisieren die temporalen Bestimmungen in (25) und (26), daß wir uns mit der Wahl des Präteritums *war/hatte* in einer Welt des Erzählens befinden. Die Sätze

- (27) Einmal in meinem Leben habe ich bis jetzt die Verwandlung erfahren. (Handke 1994)



- (28) (Das Jahr 1782 markiert den Höhepunkt der Universalität der französischen Sprache.) In diesem Jahr setzt die Königlich Preußische Akademie in Berlin einen Preis für die Beantwortung der folgenden drei Fragen aus. (Weinrich 1985)

zeigen, daß die umgekehrte Reihenfolge ebenso unauffällig ist. Dabei fordert uns die scheinbare Diskrepanz der temporalen Instruktion zu einer Interpretation über Textsortenkenntnis heraus. Ein Satz wie

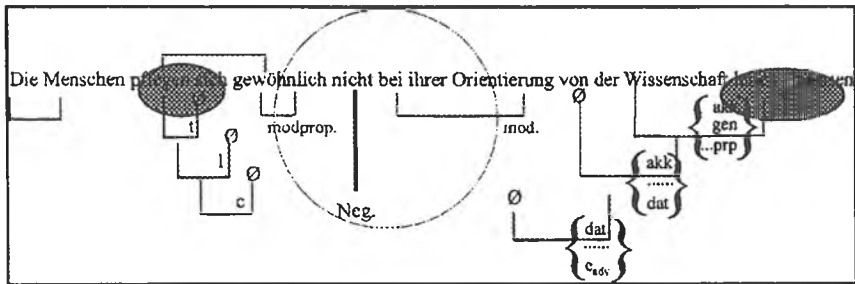
- (29) Gewöhnlich pflegen sich die Menschen bei ihrer Orientierung in der Welt nicht von der Wissenschaft leiten zu lassen. (Kanitscheider 1993)

zeigt, daß die abgestufte Unauffälligkeit des thematischen Teils vom Subjekt über Temporales und Lokales und Kausales bis hin zu jenen modalen Bestimmungen (Modalangabe, Modalitätsangabe, Negation) führt, welche die thematische, am Finitum orientierte, und die rhematische, am Lexem orientierte Mittelfeldhälfte voneinander trennen. In typischer Weise zeigt das Satz (30) mit seinen Umkehrungen:

- (30) Die ersten Universitäten auf reichsdeutschem Boden waren seit der Mitte des 14. Jahrhunderts nach italienisch-französischem Vorbild als politisch protegierte, kirchlich kontrollierte Korporationen der Professoren und Studenten entstanden. (Wehler 1987)
- (30.1) Seit Mitte des 14. Jahrhunderts waren [.]
- (30.2) Nach italienisch-französischem Vorbild waren [.]
- (30.3) Als politisch protegierte, kirchlich kontrollierte Korporationen der Professoren und Studenten waren [.]

Entsprechend ließe sich nun auch die Frage nach der unterschiedlichen Bindkraft der Rektionstypen differenzieren: von Direktionalbestimmungen und Präpositionalergänzungen, bei denen das verbale Lexem, wenn man so will, bis in die Präposition hineinreicht, am rechten Ende bis hin zu adverbialen Ergänzungen, die, "aus sich" verständlich sich weit vom Verblexem in die Mitte entfernen können. Wir wollen das bleiben lassen. Wie man sich das in etwa vorzustellen hat, kann man dem folgenden Schema zu Beleg (29) entnehmen:

<sup>3</sup> t = temporal; l = local; c = kausal; modprop = "äußerungsadverbial"; mod = modal; dann die verschiedenen Ergänzungs-klassen.



### 3 Schluß

Um zum Schluß noch einmal hier darauf abzuheben, worum es ging: Das Deutsche nimmt wohl aufgrund spezifischer Bedingungen in der Phase seiner Standardisierung in gewissem Maße eine Sonderstellung ein. Sie ist durch ein typisches Zusammenspiel einer auf einen mittleren Grad reduzierten Flexion und einer in Feld und Klammern organisierten Serialisierung gekennzeichnet. Durch eine systematische Kennzeichnung von Bereichen, in denen Kongruenz, Rektion und Junktion eine Rolle spielen, wird Ordnung geschaffen. Bei der Klammerkonstruktion lassen sich die "schalenförmig" angelegten Elemente als Explikationen der in dem jeweiligen Klammerelement angelegten Informationen verstehen.

## 4 Literatur:

### 4.1 Wissenschaftliche Literatur

- Abraham, Werner (1995): Deutsche Syntax im Sprachenvergleich. Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen (= SdG 41). Tübingen: Gunter Narr.
- Eichinger, Ludwig M. (1992): Der Genitiv als Contractivus. Zu einer funktionalen Interpretation des Genitivattributs, in: Valentin (1992), 35-46.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Zur Serialisierung von Sätzen und Nominalgruppen im frühen Neuhochdeutschen. In: Kretzenbacher, Heinz Leo und Weinrich, Harald (Hg.), Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin / New York, 301-324. de Gruyter.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): Unter anderem Abhängigkeiten. Texte, Sätze, Klammern und der Ort von Valenz und Dependenz in einer grammatischen Beschreibung des Deutschen, in: Jahrbuch DaF 21, 209-234.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): Von der Valenz des Verbs und den Abhängigkeiten in der Nominalgruppe. In: Eichinger, Ludwig M. und Eroms, Hans-Werner (Hgg.): Dependenz und Valenz (= Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft 10) Hamburg: Buske, 37-51.

- Eichinger, Ludwig M. (1999): Der grammatische Sinn von Regeln zur Satzgliedfolge. Gedanken zu einer textorientierten Satzgrammatik, in: A. Katny und Ch. Schatte (Hg.), *Das Deutsche von innen und außen*. Ulrich Engel zum 70. Geburtstag. Poznan: Adam Mickiewicz University Press, 53–64.
- Eisenberg, Peter (1994): German. In: König, Ekkehard und van der Auwera, Johan (Hgg.): *The Germanic Languages*. London und New York, 349–387. Routledge.
- Eisenberg, Peter (1994): *Grundriß der deutschen Grammatik*. 3. Auflage. Stuttgart: Metzler
- Engel, Ulrich (1997): *Deutsche Grammatik*. 3. Auflage. Heidelberg: Groos.
- Eroms, Hans-Werner (1995): Die Thema-Rhema-Gliederung aus grammatischer Perspektive. In: Popp, Heidrun (Hg.): *An den Quellen eines Faches*. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag. München: iudicium, 53–68.
- Glinz, Hans (1994): Grammatiken im Vergleich. Deutsch – Französisch – Englisch – Latein. Formen – Bedeutungen – Verstehen. (= RGL 136). Tübingen: Niemeyer
- Jaeger, Christoph (1992): Probleme der syntaktischen Kongruenz. Theorie und Normvergleich im Deutschen (= RGL 132) Tübingen: Niemeyer.
- Lang, Ewald und Zifonun, Gisela (Hgg.) (1996): *Deutsch – typologisch* (= IdS Jahrbuch 1995). Berlin/New York.
- Leirbukt, Oddleif (1997): Untersuchungen zum bekommen-Passiv im heutigen Deutsch (= RGL 177) Tübingen: Niemeyer.
- Von Polenz, Peter (1991/1994/1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band I – III. Berlin/New York: de Gruyter.
- Primus, Beatrice (1996): Dependenz und Serialisierung: das Deutsche im Sprachvergleich. In: Lang/Zifonun, 57–91.
- Schmidt, Jürgen Erich (1993): Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation (= RGL 138) Tübingen: Niemeyer.
- Sonderegger, Stefan (1979): *Grundzüge deutscher Sprachgeschichte*. Diachronie des Sprachsystems. Berlin/New York: de Gruyter.
- Valentin, Paul (Hg.) (1992): *Rechts von N*. Untersuchungen zur Nominalgruppe im Deutschen (= Eurogermanistik 1). Tübingen: Gunter Narr.
- Vuillaume, Marcel, Marillier, Jean-François und Behr, Irmtraud (Hgg.) (1993): *Studien zur Syntax und Semantik der Nominalgruppe* (= Eurogermanistik 2). Tübingen: Gunter Narr
- Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim usw.: Dudenverlag.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1996): Morphologischer Strukturwandel: Typologische Entwicklungen im Deutschen. In: Lang/Zifonun, 492–524.
- Zemb, Jean Marie (1978): *Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch*. Comparaison de deux systèmes. Teil 1. Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno u.a. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bde. (= SIDS 7.1–3). Berlin/New York: de Gruyter.

## 4.2 Quellen

- Forschner, Maximilian (1990): Über natürliche Neigungen. Die Stoa als Inspirationsquelle der Aufklärung. In: Bubner, Rüdiger/ Gladigow, Burkhard/ Haug, Walter (Hgg.): *Die Trennung von Natur und Geist*. München: Fink, 93–117.

- Handke, Peter (1994): *Mein Jahr in der Niemandsbucht. Ein Märchen aus den neuen Zeiten.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Handke, Peter (1997): *In einer dunklen Nacht ging ich aus meinem stillen Haus.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kanitscheider, Bernulf (1993): *Von der mechanistischen Welt zum kreativen Universum. Zu einem neuen philosophischen Verständnis der Natur.* Darmstadt: WBG.
- Mann, Thomas (1986): *Der Tod in Venedig.* In: T.M.: *Die Erzählungen.* Frankfurt am Main: Fischer, 493-584.
- Wehler, Hans-Ulrich (1987-1995): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte.* 3 Bde. München: Beck.
- Weinrich, Harald (1985): *Wege der Sprachkultur.* Stuttgart: dva.